

EIN JANA BOMMERSBACH GERAUBTES LEBEN

23 Jahre unschuldig
in der Todeszelle

DER FALL DEBRA MILKE

DROEMER 

Jana Bommersbach

Ein geraubtes Leben

23 Jahre unschuldig in der Todeszelle.
Der Fall Debra Milke

*Aus dem Amerikanischen von Ulrike Becker, Jochen
Schwarzer und Thomas Wollermann*

Über dieses Buch

Ein amerikanischer Alptraum: Debra Milke wurde zum Tode verurteilt und saß 23 Jahre lang unschuldig im Gefängnis. Der Vorwurf: Sie soll den Mord an ihrem Sohn in Auftrag gegeben haben. Nach dem Freispruch im Frühjahr 2015 lässt sie nun ihre Geschichte von Jana Bommersbach erzählen:

Am 2. Dezember 1989 verschwindet Debra Milkes vierjähriger Sohn Christopher spurlos. Er war mit einem Bekannten auf dem Weg in ein Einkaufscenter, um Santa Claus zu sehen. Bald folgt die schreckliche Nachricht: Christophers Leiche wurde in der Wüste von Arizona gefunden. Für die deutschstämmige Debra Milke beginnt ein Alptraum, der ihr Leben zerstören wird: Obwohl es keine Beweise gegen sie gibt, wird sie von einem US-Gericht für den Mord an ihrem Sohn zum Tode verurteilt. Der Ermittlungsleiter hatte behauptet, sie habe die Tat gestanden. Jahrelang kämpft Debra Milke von der Todeszelle aus um ihre Freiheit, bis das Fehlurteil endlich aufgehoben wird.

Inhaltsübersicht

Widmung

Vorwort

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Nachwort

Bildteil

*Ich widme dieses Buch, in Liebe und Hochachtung, Debra
Milke und dem Andenken an ihren Sohn Christopher und
ihre Mutter Renate Janka*

Vorwort

von Debra Milke

Der eine Alptraum, das ist der Tod meines Sohnes Christophers, er wird immer Teil meines Lebens bleiben. Der andere Alptraum sind meine dreiundzwanzig Jahre in der Todeszelle, der Staat Arizona raubte mir diese Zeit. Ein Justizhorror. Dennoch: Ich bin in dieser Zeit stärker geworden, sie hat mich positiv verändert. Ich war mir immer selbst treu. Ich habe Stärken erfahren, von denen ich gar nicht wusste, dass ich sie besitze. Eine Stärke ist sicher, dass ich keine Rachsucht empfinde für diejenigen, die für den Tod meines Sohnes verantwortlich sind. Sie sollen einfach im Gefängnis bleiben. Das reicht mir. Diese Männer hinzurichten ändert nichts. Das bringt mir meinen Sohn nicht zurück.

Nachdem ich meine elektronische Fußfessel los war, kehrte ich in meine Geburtsstadt Berlin zurück. Die ersten vier oder fünf Tage habe ich nur geweint. Es war sehr bewegend für mich, schön und traurig zugleich. Das letzte Mal war ich mit neunzehn in Berlin gewesen, da stand die Mauer noch. Nun konnte ich durch das Brandenburger Tor gehen, und auf einmal war ich auf der anderen Seite der Mauer – genauso wie ich mich jetzt auf der anderen Seite des Gefängniszauns befinde.

Im Laufe der Jahre haben mir viele Leute gesagt, dass über meine Geschichte ein Buch geschrieben werden sollte. Ich sah das auch so und wusste schon genau, wen ich mir als Autorin dafür wünschte: Jana Bommersbach.

Über Jahre hatte ich auf einem lokalen Nachrichtensender ihre Berichte verfolgt. Sie schien eine sehr ungewöhnliche Reporterin zu sein: Ihre Beiträge waren von Mitgefühl und Fairness geprägt, und sie ging völlig unvoreingenommen an ihre Themen heran. Das bewunderte ich an ihr. Auch ihre Artikel in diversen Publikationen und ihre Bücher haben mich beeindruckt.

Nun bin ich sehr froh, dass sie dieser tragischen Geschichte in diesem Buch auf fesselnde Weise gerecht geworden ist, und ich danke ihr dafür.

Debra Milke

Kapitel 1

»Sie probten meine Hinrichtung«

Debra Jean Milke schaute gerade einen Reisebericht auf ihrem kleinen Fernseher, als sie kamen, um ihre Hinrichtung zu proben.

Es war der 19. Dezember 1997.

Sie war dreiunddreißig Jahre alt, eins siebzig groß, schlank. Sie hatte langes braunes Haar, das sie gern in Locken legte, und große braune Augen. Wenn sie lächelte, erstrahlte ihr ganzes Gesicht.

An diesem Tag aber gab es nichts zu lachen.

Es war bis dahin ein ganz normaler Freitag gewesen – in einem Leben, in dem Normalität bedeutete: Todestrakt im Gefängnis Perryville am Rande von Phoenix, Arizona – ihrem Aufenthaltsort, seit sie sechsundzwanzig war.

»Gleiche Scheiße, anderer Tag«, wie sie zu sagen pflegte.

Reiseberichte im Fernsehen waren ihre einzige Fluchtmöglichkeit aus diesem Sarg von einem Zimmer – drei mal drei Meter, mit Metallbett, Waschbecken und Klo. Aus dieser Zelle mit ihrem winzigen Fenster, das vergittert war, obwohl sich niemand hätte hindurchzwängen können. Aus diesem Ort, wo alles grau oder braun gestrichen war. Aus diesem Zellentrakt, in dem es nie richtig dunkel wurde und vor allem nie wirklich still. Aus diesem »Zuhause«, in

dem Debra Milke tagaus, tagein allein war und sich an Reiseberichte im Fernsehen hielt, als einzige Möglichkeit, all dem zu entfliehen.

Diese Sendungen halfen ihr, sich an die Farben der Realität draußen zu erinnern und davon zu träumen, wie die Luft der Freiheit schmeckte. Sie schwor sich, einige dieser Orte irgendwann einmal selbst zu besuchen – eines Tages, wenn sie wieder frei sein und all das hier der Vergangenheit angehören würde –, und diese Liste umfasste die ganze Welt. Am liebsten wollte sie aber nach Australien reisen.

Wie viele Reiseberichte hatte sie in den sieben Jahren gesehen, die sie nun im Gefängnis saß? Zweihundert? Dreihundert?

Diese Sendungen gehörten zu der Routine, die sie sich auferlegt hatte. »Sonst hätte ich nicht funktionieren können. Ich musste eine Routine haben. Ich habe bald gemerkt, dass die Leute hier geistig verwahrlosen, und ich wollte verhindern, dass es bei mir dazu kommt. Ich wollte nicht zulassen, dass sich mein Hirn in Mus verwandelte.«

Und so stand sie jeden Morgen gegen vier Uhr auf – »Das war die ruhigste Zeit des Tages, denn alle anderen schliefen länger«. Sie machte sich in ihrer Zelle einen Kaffee und schrieb dann eine Stunde lang: Briefe, Erinnerungen, Notizen darüber, was sie ihrem Anwalt sagen wollte. Um fünf kam das Frühstück auf einem Plastiktablett: »Gummiartige Pfannkuchen oder pappige Frühstücksflocken, die wie Kleister aussahen.« Dreimal pro

Woche durfte sie duschen und erhielt dazu ein dünnes Handtuch. Ebenfalls dreimal pro Woche brachte man sie allein in einen Gitterverschlag auf einem Hof, damit sie ein wenig Bewegung bekam.

Ab elf schaute sie *Schatten der Leidenschaft*, die beliebteste Seifenoper im amerikanischen Fernsehen, die sich um zwei mächtige Familienclans in der fiktiven Stadt Genoa City in Wisconsin dreht. »Das war auch meine Welt: Fünf Tage die Woche war ich in Genoa City.« Das Mittagessen ab zwölf bestand aus einem Sandwich – Wurst oder Schinken-Käse. Anschließend hielt sie Mittagsschlaf, las etwas oder lernte.

»Ich wusste ja nichts über das Justizsystem. Deshalb musste ich das erst mal verstehen. Ich habe mich sofort für einen Fernlehrgang in Jura angemeldet.«

An diesem Freitag starrte sie wie gebannt auf die Bilder, die aus ihrem 13-Zoll-Farbfernseher drangen und durch die sie sich weit wegträumen konnte. Sie klebte förmlich an der Mattscheibe, denn es war ein Dezembertag, und der Dezember war immer ein schlimmer Monat.

Für die meisten Menschen ist der Dezember ein schöner Monat, erfüllt von den Bräuchen der Advents- und Weihnachtszeit. Selbst im Gefängnis ist das so, da die Häftlinge alles zu schätzen wissen, was den Alltagstrott durchbricht. In den Einzelzellen rings umher, in denen die »disziplinarischen Problemfälle« der Strafanstalt untergebracht waren, und in den Schlafsälen überall in diesem riesigen Gebäudekomplex freuten sich die

Häftlinge, dass sie nur noch sieben Tage von dem Tollsten entfernt waren, was ihnen diese Anstalt das ganze Jahr angedeihen ließ.

Das bevorstehende Weihnachtsessen verhiess gebratenen Truthahn samt Füllung – in einem Jahr hatte es sogar mal Cranberrysoße dazu gegeben –, danach vielleicht ein wenig frisches Obst und auf jeden Fall Kuchen.

Manche Gefangene bastelten Geschenke füreinander: auf Pappe gemalte Bilder, handkolorierte Karten, selbst verfasste Gedichte oder Lesezeichen, in Schönschrift mit Worten der Hoffnung versehen.

Für Debra Milke aber war die Weihnachtszeit nicht mit Freuden und Geschenken verbunden. Dezember bedeutete für sie: Trauer und Qual.

Es geschah an einem Dezembertag im Jahr 1984, dass dieses selbsternannte »brave Mädchen« den »bösen Jungen« heiratete, den ihre Eltern verachteten – einen Mann, den sie als Vater ihres einzigen Kindes liebte, der sie aber auch beschämte, beschimpfte, bedrohte und vor dem sie schließlich solche Angst bekam, dass sie ihm davonlief.

Es geschah an einem Dezembertag im Jahr 1989, dass ihr vierjähriger Sohn ermordet wurde – der kleine Junge mit seinem bezaubernden Lächeln, der »Nabel ihrer Welt«.

Es geschah an einem Dezembertag, dass das Phoenix Police Department behauptete, sie habe ihren Sohn ermorden lassen – woraufhin sie hier gelandet war, als einzige Frau, die in Arizona im Todestrakt saß.

Es geschah an einem Dezembertag im Jahr 1993, dass ihr erster Versuch, in Berufung zu gehen und das Todesurteil anzufechten, scheiterte.

Diese ganzen verdamnten Weihnachtswerbespots – mit all den glücklichen Kindern, den liebevollen Eltern und der Verheißung, dass sämtliche Wünsche wahr werden – gingen ihr an die Nieren.

Im Dezember war sie jedes Mal so deprimiert, dass sie sogar auf den Hofgang verzichtete. Manchmal verließ sie ihre Zelle nur für die kurze Dusche, die ihr jeden zweiten Tag gestattet war.

Die Drogen, die anderen über schwere Zeiten hinweghalfen, waren nichts für sie. Sie hatte draußen nie Drogen genommen und war nicht im Geringsten versucht, im Gefängnis damit anzufangen – obwohl Drogen leicht erhältlich waren. Sie lehnte sogar die Medikamente ab, die sie verschrieben bekam und die ihre Stimmung hätten aufhellen und ihren Kummer hätten dämpfen können. Sie hatte sie in der U-Haft genommen, während sie auf ihren Prozess wartete, und sie hatten sie so benommen gemacht, dass sie kaum mehr klar denken konnte.

Wie Debra später sagte: »Das einzige Laster, das ich mir im Gefängnis zugelegt habe, ist das Kaffeetrinken.«

Doch selbst solche Humorversuche standen ihr im Dezember eher nicht zu Gebote. Ihrer Mutter schrieb sie: »Ich hasse diesen Monat und diese ganze Jahreszeit.«

In den meisten Monaten fiel es ihr schwer, im Dezember war es gar unmöglich, mit dem Gedanken

zurechtzukommen, dass sie hinter Gittern gelandet war. Sie war immer beliebt und hübsch gewesen. Auf der Highschool hatte sie so gute Noten nach Hause gebracht, dass sie in die National Honor Society aufgenommen wurde. Ihre Eltern waren meist sehr zufrieden mit ihr. »Ich habe immer alles unternommen, um keinen Ärger zu bekommen. Ich habe immer die Anerkennung meiner Eltern gesucht.«

Sie war eine vierundzwanzigjährige alleinerziehende Mutter mit einem temperamentvollen kleinen Sohn gewesen. Sie trank gern mal ein Bier, aber keine stärkeren alkoholischen Getränke. Seit sie als Teenager ihren ersten Job angetreten hatte, hatte sie bewiesen, dass sie eine fleißige Arbeiterin war, und nun hatte sie gerade beruflich einen neuen Weg eingeschlagen, was ihr wie »ein wahr gewordener Traum« vorkam. Gemeinsam mit ihrem Sohn stand sie an der Schwelle zu einem »neuen Leben«. Sie bereitete sich auf Weihnachten vor und hatte schon einige schöne Geschenke für ihren Sohn besorgt.

All das aber endete am 2. Dezember 1989. Es war ein Samstag. Es war der Tag, an dem der kleine Christopher mit einem Freund, dem sie vertraute, losfuhr, um den Weihnachtsmann zu treffen, und nicht mehr wiederkehrte.

Der Staat Arizona behauptete, sie habe den kleinen Christopher in den Tod geschickt. Es hieß, sie habe zwei Männer angestiftet, den Jungen für sie zu ermorden. Zunächst behauptete man, sie habe eine Lebensversicherung über 5000 Dollar auf den Jungen

»abgeschlossen« – was heute knapp 10000 Dollar entsprechen würde – und habe diese Summe kassieren wollen. Dann behauptete man, sie habe sich für einen neuen Freund, der keine Kinder wollte, frei machen wollen. Schließlich behauptete man, sie habe verhindern wollen, dass Christopher zu einem Säufer und Junkie heranwachsen würde, wie sein Vater einer war.

Man behauptete, man wisse all dies, weil Debra Milke es »gestanden« habe – einem Ermittler, der seit zwanzig Jahren im Dienst der Polizei von Phoenix stand. Detective Armando Saldate hatte es allerdings nicht für nötig befunden, die fünfundzwanzigminütige Vernehmung unter vier Augen auf Tonband festzuhalten. Oder einen Zeugen hinzuzuziehen. Oder Debra eine schriftliche Aussage unterschreiben zu lassen. Es gab weiter nichts als seine Behauptung, sie habe ihm ihr Herz ausgeschüttet und gestanden, die Ermordung ihres Sohnes in Auftrag gegeben zu haben.

Als sich keine Sachbeweise finden ließen, die sie mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht hätten, behauptete man: »Sie hat aber ein Geständnis abgelegt.« Als die Männer, die Christopher ermordet hatten, sich weigerten, gegen sie auszusagen, behauptete man: »Sie hat aber ein Geständnis abgelegt.« Als sich ein Motiv nach dem anderen in Luft auflöste, behauptete man: »Sie hat aber ein Geständnis abgelegt.«

Und als sie protestierte und beharrte, niemals irgendetwas gestanden zu haben – Saldate habe ihr Worte

in den Mund gelegt und vieles einfach frei erfunden –, bezeichnete man sie als Lügnerin.

Die Jury sah in Debra Milke eine eiskalte Mörderin und befand, sie habe für ihr Vergehen den Tod verdient.

Das Urteil wurde von so ziemlich allen begrüßt, die von dem »*Santa Claus Murder*«, dem »Weihnachtsmannmord« gehört oder gelesen hatten, einem Fall, der im ganzen Land für Aufsehen sorgte. Was war sie für ein Monster, dass sie ihr Kind losgeschickt hatte, den Weihnachtsmann zu sehen, und es dann ermorden ließ? Wie niederträchtig und gemein konnte eine Frau überhaupt sein? Als »schockierend böse« bezeichnete die Presse das Verbrechen, und das ganze Land pflichtete dem bei, und Debra Jean Milke wurde zur meistgehassten Frau der USA. »Abscheulich! Unfassbar kaltherziger Mord!«, lautete eine Schlagzeile. Selbst die, die sonst ein weiches Herz hatten, schrieben sie ab.

Die Justizwelt war so erfreut darüber, dass Debra die Höchststrafe bekam, dass sie den Staatsanwalt ihres Verfahrens zum »Ankläger des Jahres 1990« kürte.

An diesem Freitag im Jahr 1997 konnte sie die Menschen, die an ihre Unschuld glaubten, an einer Hand abzählen: ihre Mutter, eine gebürtige Deutsche, die inzwischen in der Schweiz lebte; der Privatdetektiv, der auf ihren Fall angesetzt worden war und nicht aufgab; der Gefängnispsychologe, der sie durch ihr Gerichtsverfahren begleitet hatte und ihr immer noch helfen wollte, und der Strafverteidiger, der überraschend aufgetaucht war und sie nun pro bono, also unentgeltlich, vertrat.

Das war eine kümmerlich kurze Liste, verglichen mit der Vielzahl derer, die absolut sicher waren, dass sie genau am rechten Ort war und ihrer gerechten Strafe entgegensah. Ganz oben auf dieser Liste stand Grant Woods, der Generalstaatsanwalt von Arizona. Er sagte den Medien gegenüber: »Wenn ich mir unter den Todestraktinsassen von Arizona jemanden aussuchen sollte, der als Nächstes dran sein sollte, dann würde ich mich für sie entscheiden – angesichts dessen, was sie getan hat. Debra Milke hat ein schlichtweg unbeschreibliches Verbrechen begangen.«

»Ich wusste, dass ich unschuldig war. Ich wusste, dass ich nicht hierher gehörte. Es war, als wäre ich auf einem anderen Planeten. Ich sah mich um und sagte mir: ›Das hier wird nicht auf Dauer mein Zuhause sein.‹ Und ich glaubte, dass sie es irgendwann auf die eine oder andere Weise einsehen würden. Ich hielt mich an meiner Wahrheit fest. Aufgeben kam nicht in Frage.«

Sie schwor sich an dem Tag, an dem man sie, an Händen und Füßen gefesselt, in diese Strafanstalt marschieren ließ: »Eines Tages gehe ich hier auch zu Fuß wieder raus.«

Das ist im Nachhinein ein erstaunliches Gelöbnis für eine junge Frau, die »von ihrer Familie und ihren Freunden im Stich gelassen« worden war. Ihr Vater – selbst Gefängniswärter von Beruf – hatte ausgesagt, er sei nicht erstaunt darüber, dass sie zur Mörderin geworden sei. Ihre Schwester hatte sie als untaugliche Mutter bezeichnet. Eine enge Freundin sagte vor Gericht aus, sie habe

Christopher misshandelt. Immer wieder bekamen die Geschworenen zu hören, dass sie ein Monster sei.

»Kindsmörder!«, schrien einige Insassen, als sie die Strafanstalt betrat.

»Als sich die Gefängnistore hinter mir schlossen, hatte das etwas Unwirkliches. Ich kam mir vor wie vergewaltigt, empfand ein tiefes Gefühl des Verlusts, der Trauer und Isolation«, schrieb sie später. »Unschuldig zum Tode verurteilt zu sein und dann an so einen entsetzlichen Ort wie dieses Gefängnis zu kommen – das war unbegreiflich und unerträglich.«

Nachdem man sie am 11. Januar 1991 für schuldig befunden und zum Tode verurteilt hatte, wusste der Staat Arizona nicht, wohin mit ihr. Man hatte in diesem Bundesstaat seit 1932 keinen Todestrakt für Frauen mehr benötigt. Damals war Winnie Ruth Judd, die berüchtigte »*Trunk murderess*« (»Kofferkillerin«), dessen einzige Insassin gewesen. Arizona stand damit nicht allein. Dem Klub der zum Tode verurteilten Frauen gehörten, als Debra Milke hinzukam, in den gesamten USA nicht einmal fünfunddreißig Frauen an. Um Debra unterzubringen, steckte die Strafvollzugsbehörde sie in der Abteilung Santa Maria in eine Isolationszelle und widmete diese zum Todestrakt um.

Debra Milke hatte inzwischen genug Zeit hinter Gittern und im Todestrakt verbracht, um zu wissen, dass es nicht darauf ankam, ob irgendjemand aus ihrer Familie oder ihrem Freundeskreis der Ansicht war, sie sei zu Unrecht

verurteilt. Es kam einzig und allein darauf an, ob ein Gericht das auch so sah. Und bisher hatte sie keinen Erfolg bei ihren Versuchen gehabt, die Justiz von Arizona davon zu überzeugen, ihren Fall noch einmal zu überdenken.

Doch all das würde sich bald ändern. Ihr neuer Anwalt hatte sie und ihre Mutter davon überzeugt, dass ein Ende in Sicht sei.

Rechtsanwalt Anders Rosenquist hatte ihr ganz genau auseinandergesetzt, wie so ein Berufungsverfahren ablief: Zunächst wandte man sich an die Gerichte des zuständigen Bundesstaats und forderte sie auf, das Urteil zu revidieren oder ein neues Verfahren anzusetzen. Wenn das nichts brachte, begann man sich an Bundesgerichte zu wenden, in der Hoffnung, dass ein Gericht, das mehr Zeit zur Verfügung und mehr Abstand zu dem ganzen Fall hatte – und dessen Richter weder ehemalige Studenten derjenigen waren, die einen verurteilt hatten, noch anderweitig mit ihnen verbandelt –, die ganze Sache eher sah wie man selbst.

Rosenquist hatte verkündet, man werde ein Berufungsverfahren an einem Bundesgericht womöglich gar nicht benötigen, denn er habe höchst brisante neue Beweise entdeckt, die den Staat Arizona eigentlich dazu bewegen müssten, das Fehlurteil aufzuheben. Die Glaubwürdigkeit des einzigen Zeugen, den die Anklage gegen sie aufgeboden hatte, Armando Saldate, sei auf erstaunliche Weise zweifelhaft: Es sei nicht das erste Mal, dass er hinsichtlich eines Geständnisses gelogen habe.

Darüber hinaus sei Cheryl Hendrix, die Vorsitzende Richterin bei dem Prozess, gerade an ein Zivilgericht versetzt worden und habe in diesem Zusammenhang einen Tadel wegen »standeswidrigen Verhaltens« erhalten.

Rosenquist schien sicher zu sein, dass diese erneute Berufung erfolgreich sein würde. Ihre Mutter und ihr Stiefvater – Renate und Alex Janka – glaubten schon fest daran, Debbie werde noch vor Ende des Jahres zu ihnen nach Emmetten in die Schweiz reisen können.

Debra überstand – voller Hoffnung darauf, dass sie bald freikommen würde – einen weiteren Todestag ihres Sohnes, so gut es eben ging, und schaute im Fernsehen einen Reisebericht.

Als sie irgendwann den Blick hob, wunderte sie sich, dass jemand vor ihrer Zellentür stand. Es war Judy Frigo, die stellvertretende Leiterin der Strafanstalt, die auch für die Abteilung Santa Maria zuständig war.

Hinter Frigo stand der Anstaltsleiter Jeff Hood. Debra hatte ihn nie zuvor in dieser Abteilung gesehen. Frigo hingegen kannte sie gut. Judy Frigo hatte als einfache Vollzugsbeamtin angefangen und im Laufe der Jahre die Karriereleiter erklommen – heute leitet sie die gesamte Strafanstalt. Sie war als Frau bekannt, die immer wieder menschlichen Anstand bewies. So brüllte sie etwa die Gefangenen, die ihr unterstanden, nie an.

»Oh, kommen Sie doch herein«, begrüßte Debra sie, froh, Frigo zu sehen, weil sie, wie sie später sagte, »immer so nett zu mir war«.

Frigo aber begrüßte sie nicht auf ihre übliche freundliche Weise. Sie blickte ernst und traurig, erinnert sich Debra. »Sie schauen offenbar keine Nachrichten«, sagte Anstaltsleiter Hood.

Debra wies auf den Reisebericht, der über den Bildschirm flimmerte, und sagte ein paar Worte dazu, ehe ihr klar wurde, dass es den beiden Vollzugsbeamten nicht darum ging, was sie sich ansah, sondern darum, was sie nicht ansah.

»Debra«, sagte Hood, »der Staat Arizona hat für den 29. Januar 1998 einen Vollstreckungsbefehl erlassen.«

Debra blinzelte ob der seltsamen Worte. Sie wusste: Das hieß, dass der Oberste Gerichtshof von Arizona ihren jüngsten Berufungsantrag abgelehnt hatte. Doch das ergab keinen Sinn. Rosenquist war doch so sicher gewesen, dass das höchste Gericht ein Einsehen haben würde.

»Ich habe es erst überhaupt nicht kapiert. Ich habe nur gesagt: ›Oh, ach so, na gut.‹ Frigo hat mich ganz entsetzt angeguckt.«

Der Anstaltsleiter erklärte weiter: »Da wir nun ein Datum haben, müssen wir die Art und Weise ändern, wie wir mit Ihnen umgehen.« Debra verstand nicht, was das bedeuten sollte. Dann gingen die beiden wieder, und Frigo flüsterte ihr noch zu: »Ich komme wieder.«

Debra erinnert sich: »Sie kam wieder und sagte: ›Debbie, ich mache mir Sorgen um Sie. Wir haben Ihnen gerade mitgeteilt, dass ein Vollstreckungsbefehl gegen Sie ergangen ist, und Sie haben kein Wort dazu gesagt.‹ Und

ich sah sie nur an und sagte, ich könne es nicht glauben, ich könne es nicht verstehen. Dann sagte ich zu ihr, ich wolle jetzt nicht darüber reden, und daher ging sie wieder. Und ich weiß nicht, wie lange ich dafür gebraucht habe, aber irgendwann wurde es mir schlagartig klar. Ich fing an, heftig zu weinen. Es war ein großer Schock, denn ich konnte es nicht fassen, dass sie, nach all dem, was ich aufgedeckt und eingereicht hatte, tatsächlich einen Vollstreckungsbefehl erlassen hatten. Ich nahm an, dass sie sich nicht mal die Mühe gemacht hatten, den Antrag überhaupt zu lesen. Ich glaube, da wurde mir das Ausmaß des Machtmissbrauchs im Justizsystem allmählich klar. Es fühlte sich an wie ein Schlag ins Gesicht.«

Was war mit Saldates Vorgeschichte, dass er auch früher schon gelogen hatte? Was war mit der Richterin, die sich disqualifiziert hatte? War das völlig bedeutungslos? Der Oberste Gerichtshof von Arizona konnte das alles doch nicht einfach ignorieren.

Doch das tat er.

Ohne Anhörung, ohne öffentliche Diskussion und als ob die neuen Beweise überhaupt nicht existierten, weigerte sich der Oberste Gerichtshof von Arizona, Debra Milkes Verurteilung noch einmal zu überdenken. Stattdessen verfügte er sieben Tage vor Weihnachten, dass sie nur noch zweiundvierzig Tage zu leben habe.

Wie Debra später erfuhr, hatte Arizona auf diesem Gebiet eine befremdliche Bilanz vorzuweisen. Der Vorläufer des Staats, das Arizona-Territorium, hatte 1865 Dolores

Moore hinrichten lassen, durch Erhängen. Der Grund: die Ermordung ihres Ehemannes. Anschließend vergingen fünfundsechzig Jahre, bis dort wieder eine Frau hingerichtet wurde: 1930 hängte der Staat Arizona Eva Dugan wegen der Ermordung ihres Arbeitgebers. Dugan hatte allerdings, seit man ihr die Schlinge angepasst hatte, erheblich zugenommen, und als die Falltür unter ihr aufsprang, riss ihr der Henkerstrick den Kopf vom Leib. Das Entsetzen der versammelten Zuschauer bewegte den Staat dazu, von der Hinrichtung durch den Strang auf die Gaskammer umzusteigen. Auf diese Weise sollte am Karfreitag 1932 Winnie Ruth Judd hingerichtet werden – bis dann selbst Arizona klarwurde, dass es ein unpassendes Datum war. Judd wurde letztlich nicht hingerichtet und kam später frei.

Und nun planten sie, wiederum fünfundsechzig Jahre später, erneut die Hinrichtung einer Frau.

Debra betete, es möge ihr wie Judd ergehen – ein langes Leben und letztlich die Freiheit.

Debras Countdown begann augenblicklich. Pläne mussten gemacht und Formulare ausgefüllt werden. Die Verantwortung dafür, dass all das vorschriftsgemäß geschah, ruhte auf den Schultern der stellvertretenden Anstaltsleiterin Judy Frigo.

Wie sollte der Staat Arizona mit Debras Eigentum verfahren? Wie mit ihrem Leichnam? Was wünschte sie sich als Henkersmahlzeit? Wen wollte sie bei ihrer Hinrichtung als Zeugen zulassen?

In ihrer Zelle wimmelte es nun geradezu von Besuchern – Sozialarbeiter, Psychologen, Seelsorger. Sie schickte sie alle wieder weg, warf ihnen vor, sich gar nicht für sie zu interessieren. Sie erinnert sich, dass sie schrie: »Euch ist das doch sowieso alles egal! Haut ab und lasst mich in Ruhe!« Sie wurde wegen Selbstmordgefahr unter Beobachtung gestellt. Alle zehn Minuten schaute ein Wärter durch das Fenster in ihrer Tür.

Jedes Mal, wenn sie ihre Zelle verließ – meist, um in einem Zimmer ein weiteres Formular auszufüllen –, verlangten die Vorschriften, dass sie an Händen und Füßen gefesselt wurde. Diese Hand- und Fußschellen wurden auch »Knastschmuck« genannt. Bei jedem dieser Ausflüge wurde über den gesamten Zellentrakt ein »Einschluss« verhängt – alle Gefangenen mussten in ihren Zellen eingeschlossen werden –, und die Wärter riefen: »*Milke is coming!*« Manchmal meinte sie sarkastisch zu ihnen: »Ihr habt das Würgehalsband vergessen. Und den Maulkorb.«

Eines Morgens weckte man sie, legte ihr Fesseln an und nahm sie mit, um Fotos von ihr zu machen. Ihr war es egal, wie sie aussah.

Das Ausfüllen der Formulare dauerte nicht lange. Ihr Eigentum? Das Einzige, was sie besaß, waren: ein Radio, das sie auf einen Sender eingestellt hatte, der Smooth Jazz spielte; eine Kühlbox, in der sie die Limonaden- und Thunfischdosen kühl hielt, die sie im Laden der Strafanstalt kaufte; ihr kleiner Fernseher, für den sie zwei Dollar im Monat für Strom bezahlen musste; das bisschen Schmuck,

das in der Anstalt gestattet war: ein Ring, eine Armbanduhr, eine Halskette, ein Paar Ohrringe; ihr Abschlusszeugnis des Fernlehrgangs für juristische Hilfsberufe; Briefpapier und Briefmarken sowie Briefe von ihrer Mutter und ihrem Stiefvater.

Debra hielt schriftlich fest, dass ihre Mutter ihr Eigentum erhalten solle. Das fiel ihr leicht. Schwerer fiel ihr das Formular, in dem sie festlegte, dass ihre Mutter auch ihre sterblichen Überreste erhalten solle – doch ihr blieb keine andere Wahl. Ihr Vater und ihre Schwester hatten sich in dem Gerichtsverfahren gegen sie gewandt. Ihre Mutter war die Einzige, bei der sie sicher war, dass sie für ein anständiges Begräbnis sorgen würde.

Was ihre letzte Mahlzeit anging, hätte Debra alles verlangen können, was im angemessenen Rahmen geblieben wäre. Vielleicht ein Steak. Oder ein chinesisches Gericht. Oder etwas Mexikanisches – was sie früher in großen Mengen verspeist hatte. Vielleicht auch etwas Deutsches, wie ihre Mutter es früher zubereitet hatte. Und auf jeden Fall Schokoladeneis. Sie hatte seit ihrer Festnahme keinerlei Eis mehr gegessen, und das stand ganz oben auf der Liste der Dinge, die ihr in der Haft am meisten fehlten. Diese Liste war in den sieben Jahren, die sie nun einsaß, ständig gewachsen, und Eiscreme war das einzige Essbare darauf.

Die übrigen Dinge auf der Liste waren viel bedeutsamer: ein Kuss – auf die Wange, auf die Stirn, auf den Mund, egal; eine Umarmung ihrer Mutter; Schmusen; zärtliches

Geflüster; eine liebevolle Berührung – ja, jede Berührung, die nicht von jemandem kam, der ein Dienstabzeichen der Strafvollzugsbehörde trug. Außerdem standen auf ihrer Liste: eine gemeinsame Mahlzeit mit einem anderen Menschen; Schwimmen; ins Kino gehen; Bowling; Billard spielen; Tanzen; ein Bier trinken; einem Freund in die Augen sehen.

Doch die Strafvollzugsbehörde von Arizona verfügte über kein Formular, in dem man als letzten Wunsch um eines der wichtigsten Dinge im Leben bitten konnte. Sie fragte nur, was man zu essen wünschte – in einem Moment, in dem sicher kaum ein Mensch Appetit verspürt. Und daher erwartete man selbstverständlich von Debra, dass sie für ihre letzte Mahlzeit zumindest um eine große Schale Schokoladeneis bitte würde.

Debra aber bat um nichts dergleichen. Sie meinte nur: »Ich nehme die ganz normale Gefängniskost, denn das Essen ist hier echt lecker.« Da konnten sich selbst die Wärter ein Lächeln nicht verkneifen.

Auf welche Weise wollte sie sterben? Der Staat Arizona ließ ihr die Wahl zwischen tödlichem Gas und Giftspritze. Im ersten Falle würde man sie in einer luftdichten Gaskammer auf einem Stuhl festschnallen, und der Henker würde Kügelchen aus Kaliumcyanid (Zyankali) in Schwefelsäure fallen lassen, worauf sich das tödliche Cyanwasserstoffgas (Blausäure) bilden würde. Sie würde mit ansehen, wie das Gas sie langsam umschloss, und man würde ihr raten, es etliche Male tief einzuatmen. Dennoch

würde das Gas nicht sofort wirken. Krämpfe. Schaum vorm Mund. Urinieren. Defäkation. Erbrechen. Mit alldem musste man rechnen.

Im zweiten Falle würde man sie auf einen Tisch schnallen, und ein Arzt würde ihr in eine Armvene eine Kombination mehrerer Mittel injizieren – normalerweise ein Barbiturat, ein Muskelrelaxans und Kaliumchlorid –, die sie erst betäuben, dann ihre Atmung stoppen und schließlich ihr Herz lähmen würde.

Für das Kind einer Deutschen weckte das Wort »Gas« besonders schreckliche Assoziationen, doch Debra hätte ohnehin nicht das Gas gewählt. Sie teilte dem Staat Arizona mit, dass sie sich für die Giftspritze entschieden habe.

Wen wollte sie auf ihrer Gästeliste für die Hinrichtung haben? Diese Entscheidung fiel Debra am leichtesten. Keinesfalls würde sie ihren Vater einladen, der sich entschieden hatte, statt seiner eigenen Tochter seinem »Kollegen« Saldate zu glauben. Auch ihre Schwester nicht, denn die würde sich wahrscheinlich hämisch freuen, dass Debbie diesmal nicht die »gute Schwester« war. Ebenso wenig wollte sie ihren Ex-Mann und ihre ehemaligen Schwiegereltern dabeihaben. Robin und Patty, ihre besten Freundinnen noch aus Highschool-Zeiten, konnte sie dieses Grauen nicht zumuten. Und ihre Mutter konnte sie auf keinen Fall bitten, ihr beim Sterben zuzusehen.

Sie ließ das Formularblatt leer.

Diese zweiundvierzig Tage und die damit einhergehenden offiziellen Schritte werden seitens der

Strafanstalt als »*dry run*« (Trockenübung) bezeichnet. Debra hatte eine andere Bezeichnung dafür. Sie nannte es »Proben für meine Hinrichtung«.

Und diese Probe umfasste eine Vielzahl an Aktivitäten. Tagtäglich wurde Debras Zelle durchsucht, um sicherzustellen, dass sie nichts versteckt hatte, womit sie sich hätte verletzen können. Andere Gefangene spotteten: »Gott bewahre, dass sie sich selbst abmurkst, bevor der Staat die Chance dazu bekommt.«

Die stellvertretende Anstaltsleiterin Frigo erläuterte Debra das ganze Verfahren. Die täglichen Durchsuchungen der Zelle würden weitergehen, und Debra würde in ihrer regulären Zelle verbleiben, bis man sie eine Woche vor dem Hinrichtungstermin nach Perryville verlegen würde, in eine Zelle, die mit einer Videokamera ausgestattet war, um sie rund um die Uhr überwachen zu können. Von dort würde man sie zirka achtundvierzig Stunden vor der Hinrichtung hundert Meilen weiter südlich nach Florence befördern. In der dortigen Strafanstalt, in der Debras Vater als Vollzugsbeamter tätig war, befand sich seit jeher der Hinrichtungsraum von Arizona. Dort würde man sie auf einer Bahre festschnallen und ... nun, über alles Weitere war Debra ja bereits in Kenntnis gesetzt.

Nichts davon erschien Debra Milke real – bis eines Tages ein Arzt zu ihr kam, um ihre Venen zu testen. »Er trug einen weißen Kittel«, erinnert sie sich, »und die ganze Sache war ihm sichtlich unangenehm. Er legte mir eine Aderpresse an, um sich meine Venen anzusehen, und nahm

mir dann Blut ab. Ich habe nichts gesagt, aber da wurde es mir klar. Ich dachte: ›Das ist real. Oh Gott, die wollen mich wirklich töten.«

Um ihr Unbehagen zu lindern, plauderte der Arzt ein wenig mit ihr. »Also, Sie sind eindeutig nie Junkie gewesen«, sagte er zu Debra, als er ihre Venen inspizierte.

»Ich bin auch keine Mörderin«, hätte sie am liebsten darauf gesagt. Aber sie tat es nicht. Sie schwieg, während die Angst von ihr Besitz ergriff. Sie wollte weinen. Sie wollte schreien. Sie wollte ihren Arm wegreißen, damit er die Vene, die am besten für ihre Tötung geeignet war, nicht finden konnte. Doch sie weinte nicht und schrie nicht und hielt still.

»In unserer Familie hatte man mir beigebracht, dass es sich nicht gehört, in der Öffentlichkeit zu weinen«, erinnert sie sich. »Mein Vater war da sehr streng. Ich lasse nie zu, dass mich jemand weinen sieht. Ich verberge meine Gefühle.«

Stattdessen hielt sie sich an ihrem gewohnten Sarkasmus fest. »Als der Arzt fertig war, sagte ich zu ihm: ›Sie haben mir ja Blut abgenommen – könnten Sie da bitte auch gleich mal meine Cholesterinwerte checken?« Der Arzt war entsetzt, dass sie in so einer Situation Witze machte.

Debra riss sich zusammen, bis sie wieder in ihrer Zelle war. »Dann bin ich zusammengeklappt und hab nur noch geweint. Die hatten wirklich vor, mich umzubringen! Ich kam mir wie eine Fallnummer vor, nicht wie ein

menschliches Wesen. Aber dann bin ich wütend geworden und habe den Kampf aufgenommen. Ich habe mir geschworen, dass ich nicht zulassen würde, dass sie mich töten.«

Als ihr das nächste Mal ein Telefonanruf gestattet war, schrie sie ihren Anwalt an: »Wann kommt denn dieser Hinrichtungsaufschub von den Bundesgerichten? Die meinen es hier todernst!« Sie erinnert sich, dass sie verzweifelt war und fürchtete, ihr Fall könne einer von denen werden, die mit dem Tode endeten, weil den Bundesgerichten nicht genug Zeit blieb, einen Aufschub zu erwirken.

Sie begann, so seltsam es auch klingen mag, ihre Zelle zu lieben. Wie konnte man einen so engen Raum, der dazu bestimmt war, einen Menschen wegzusperren, lieben? Debra hatte ihr Bestes versucht, um sich dort ein »Zuhause« zu erschaffen. Sie hatte Bilder und hübsche Ansichtskarten an die Wände geklebt und unternommen, was sie nur konnte, um die Zelle gemütlich einzurichten. Alle Beschwerden, die sie früher über diesen Raum geäußert hatte, lösten sich in Luft auf, als ihr bewusst wurde, dass, solange sie sich noch in ihrer Zelle aufhielt, ihr Rendezvous mit dem Tod immer noch kein Faktum war.

»Ich wollte nicht nach Perryville«, sagt sie. »Ich hatte eine Scheißangst vor dieser Verlegung. Das war ein Schritt in Richtung Florence. Solange sie mich nur nicht dorthin verlegten ...«

Die Vollzugsbeamten beobachteten ihre zunehmende Angst mit Besorgnis. Man schickte wiederum einen Psychologen zu ihr, der mit ihr sprechen und versuchen sollte, sie zu beruhigen. Man schickte ihr auch den Anstaltsseelsorger Mike Linderman, der zu den wenigen Personen dort zählte, denen sie vertraute. Debra schrieb ihrer Mutter und versuchte sie zu beruhigen, fragte sich aber zugleich, ob dies nicht womöglich die letzten Worte waren, die sie je schreiben würde.

Am 31. Dezember durften Tochter und Mutter endlich miteinander telefonieren. Niemals würde Renate die bebende Stimme und die krampfhaften Schluchzer vergessen, mit denen ihr Debra die schrecklichen Einzelheiten für den Fall schilderte, dass kein Aufschub mehr gewährt würde.

Als letztes Mittel wandte sich Debras Mutter an Amnesty International und legte ihre Auffassung dar, die auf einem Unrechtsurteil beruhende Inhaftierung ihrer Tochter sei »eine Ungeheuerlichkeit«.

Alex schrieb an Bruce Babbitt, den ehemaligen Gouverneur von Arizona, der damals in der Regierung von Bill Clinton Innenminister der USA war. In seinem dreiseitigen Brief legte er den gesamten Fall dar und betonte alles, was Debras Unschuld unterstrich. Er wies auch darauf hin, dass ihr Todesurteil am letzten Tag vor den Weihnachtsferien des Gerichts ausgesprochen worden war, im Zuge eines »Großreinemachens«, das gut achtzig Fälle umfasste – fast das Dreifache der normalen Anzahl.